

# Heinrich Zschokke und die deutsche Sprache

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1976)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421198>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

---

## Heinrich Zschokke und die deutsche Sprache

Nach Jahrzehnten der Vergessenheit und der Mißachtung beginnt seit kurzem für den aargauischen Schriftsteller und Prosadichter Heinrich Zschokke wieder eine Zeit der neuen Würdigung in unserer Zeit, nachdem der Verfasser des „Freihofs von Aarau“ und von über sechzig, zum Teil umfangreichen Novellen vor hundertfünfzig und mehr Jahren der beliebteste und bekannteste Autor in der Schweiz und teilweise auch in Deutschland gewesen war. Den Bann gebrochen zu haben ist das Verdienst des Kellertheaters Aarau, das kürzlich eine dramatische Folge über das Leben Heinrich Zschokkes aufgeführt hat. Ohne die rational nicht faßbare Zeitströmung der ‚Nostalgie‘ wäre dieser Versuch allerdings kaum gelungen. Noch vor etwa zwanzig Jahren war mein eigener Versuch, eine neue, zeitgemäße Zschokke-Ausgabe zu veranstalten, auf die Verständnislosigkeit und die Ablehnung mehrerer schweizerischer Verlagsanstalten gestoßen. Einige sagten, Zschokke sei verstaubt und heute nicht mehr lesbar. Und jetzt, wo sich eine andere Entwicklung abzeichnet, soll er plötzlich nicht mehr verstaubt sein? Der Verlag Sauerländer, den Heinrich Zschokke selbst vor etwa 170 Jahren zur Ansiedelung in Aarau ermuntert hatte, versah seine Ablehnung mit der etwas einfältigen Begründung, man müsse so etwas der allerdings sehr umfangreichen, mächtigen und prominenten Familie Zschokke überlassen. Als ob das Werk eines großen Schriftstellers ein Familienunternehmen wäre!

Ich habe schon in Heft 3 des Jahrganges 1974 über Heinrich Zschokke geschrieben. Damals war das Klima noch frostig und unfreundlich. Ein ganz Dummer kündigte sogar den Bezug des „Sprachspiegels“. Seither scheint die Witterung — ich will noch nicht Klima sagen — etwas milder geworden zu sein, und, wer weiß, vielleicht ist sogar eine Zschokke-Renaissance im Entstehen. Unter Hinweis auf jenen früheren Artikel fasse ich das Wichtigste über Heinrich Zschokke zusammen. Er stammte aus Magdeburg und konnte nach einer abenteuerlichen Jugend — in

der er mit 17 Jahren ein Räuberschauspiel „Abellino, der große Bandit“ schrieb, das mit zunehmendem Beifall immer wieder und mehr aufgeführt wurde als alle Dramen Schillers und Goethes zusammen, das Zschokke aber später als Jugendsünde verurteilte — mit seiner Volljährigkeit das väterliche Vermögen in Empfang nehmen. Nach Abschluß der philosophischen und theologischen Studien begab er sich auf Reisen, zuerst nach Paris, wollte nach Italien und blieb in der Schweiz stecken, schicksalhaft! Er ließ sich zunächst in Graubünden, später in Aarau nieder und bekleidete während der Helvetik mehrere hohe Ämter. Im Jahre 1817 baute er nach eigenen Plänen ein geräumiges Landhaus in Aarau, am Abhang zum linken Aareufer, das er die „Blumenhalde“ nannte. Es wurde von vielen berühmten Persönlichkeiten aus dem In- und Ausland aufgesucht.

Zschokke hatte ein eigenartiges Verhältnis zur deutschen Sprache und Literatur seiner Zeit. Als einem Spätaufklärer wie Johann Peter Hebel, mit dem er befreundet war, gelang es ihm nicht, mit der damals allmächtigen Zeitströmung der Romantik mitzumachen. Er blieb der deutschen Romantik fern und fremd. Der einzige deutsche Romantiker, den er kannte, weil er ihn zufällig in Bern kennengelernt hatte, war Heinrich von Kleist. Dieser nannte ihn einen Hyperboräer, weil er von der mächtigen Bewegung nichts wußte, die Deutschland erfaßt hatte, von Goethe ausging und gleichzeitig gegen ihn kämpfte. Zschokke aber hatte kaum eines der dichterischen Werke Goethes gelesen, er beschränkte sich auf dessen naturwissenschaftliche Arbeiten.

Aber es gab nicht nur die deutsche Romantik. In Schottland hatten schon tief im 18. Jahrhundert zwei junge Dichter alte schottische Volkslieder aus dem Hochland gesammelt und auch eigene, echt romantische Lieder gedichtet. Das taten vierzig Jahre später die deutschen Romantiker auch. Diese beiden Dichter starben schon in sehr jungen Jahren, was sich dann bei vielen deutschen Romantikern auffallend wiederholte. Sie hießen Robert Burns und Robert Ferguson. Später, zu Beginn des 19. Jahrhunderts verschob sich diese Bewegung auch auf die Prosa. Ein gewaltiger Prosadichter erhob sich: Sir Walter Scott. Er hat in seinen Romanen das englische und schottische Mittelalter in wuchtigen Bildern gestaltet. Seine „Waverley“-Romane, „Ivanhoe“ und viele andere wurden in Europa überall gelesen — auch von Heinrich Zschokke, und zwar mit einer Leidenschaft und Beharrlichkeit, die ihn Scotts sämtliche Romane auf allen seinen Reisen mit sich führen ließ.

Der schöpferische Erfolg dieser Lektüre blieb nicht aus. Die beiden großen schweizergeschichtlichen Romane Zschokkes, der „Freihof von Aarau“ und „Addrich im Moos“, sind die Frucht

dieser Lektüre, dieses Studiums. Sie gehören zu den schönsten historischen Romanen unserer Literatur. Der „Freihof von Aarau“ spielt in der Zeit des Alten Zürichkrieges, und die Schlacht von St. Jakob an der Birs wird historisch genau nach dem Bericht von Enea Silvio Piccolomini, der als Sekretär des Konzils von Basel ihr Augenzeuge war, fast wörtlich nachgezeichnet. „Addrich im Moos“ berichtet weniger von Rittern des Mittelalters als vielmehr von den Kämpfen des schweizerischen Bauernkrieges von 1653.

So ist in der Schweiz als Ableger nicht der deutschen, sondern der schottischen Romantik ein Typus romantischer Literatur entstanden, dem das Kennzeichen der deutschen: die Todessehnsucht der Novalis, Wackenroder, auch Tieck und Jean Paul, zum Glücke fehlt. Die deutsche Romantik fehlt in der Schweiz überhaupt; dafür hat Zschokke, nach dem schottischen Vorbild, eine gewissermaßen echt schweizerische Romantik geschaffen.

Doch von der Sprache her gesehen, hat natürlich das Werk Heinrich Zschokkes seine tiefen und dauerhaften Berührungspunkte mit Deutschland. Die sachlichen Gemeinsamkeiten, der mittelalterliche Stoff und das Rittertum im Falle des „Freihofs von Aarau“, verbinden ihn mit dem Vorbild Sir Walter Scotts; die Form, die Sprache, sie verbinden ihn mit der gemeinsamen deutschen Sprache. Nur fragt es sich: *welche* deutsche Sprache? Denn es gibt verschiedene deutsche Sprachen, und auf dem Felde der Dichtung hat das eine hohe Bedeutung.

Bei Zschokke zeigt es sich nun, daß seine Sprache stark von der Sprache der Aufklärer oder Rationalisten des 18. Jahrhunderts geprägt ist. Es ist die Sprache Lessings oder Wielands, die aus Zschokkes Romanen und Novellen herausklingt. Seine Sprache hat nicht die Leuchtkraft und gleichzeitig die Natürlichkeit der Sprache Goethes, von dem Zschokke, wie schon gesagt, nur die naturwissenschaftlichen Werke las; sie hat aber auch nicht die Berauschtigkeit gewisser Seiten von Novalis. Dagegen wird die Sprache Zschokkes durch zahlreiche kluge und im besten Sinne aufklärerische Sentenzen belebt, die er seinen Gestalten in den Mund legt. Wenn der Spielmann Wirri im Roman „Addrich im Moos“ spricht, jagt eine Sentenz die andere. In der Beziehung zwischen den Geschlechtern fällt die häufige Bezeichnung ‚göttlich‘, ‚himmlisch‘, ‚selig‘ oder ‚heilig‘ für den Partner und noch mehr für die Partnerin auf. „O du göttlicher Bösewicht!“ schmolzt die Braut des Ritters Gangolf Trüllerey, und nicht der Komik entbehrt die Stelle, wo ein Fräulein Hagenbach die „himmlische Hagenbach“ genannt wird. Das ist 18. Jahrhundert, geschrieben im 19. Damit steht die Erkenntnis im Zusammenhang, daß auf Schweizer Boden keine echte romantische Literatur im deutschen Sinne wachsen konnte.

*Eugen Teucher*